

protagonisten

Dass das Theater Vorpommern dieses Problem ernst nimmt, bezeugt das Spielzeit-Motto: „Macht Theater“. Nur drei Buchstaben fehlen zur Ohnmacht, der Bankrotterklärung des Theaters als gesellschaftlicher Gestaltungskraft. Auch dies ist eine reale Gefahr, dann nämlich, wenn die beteiligten Gesellschafter den Fusionsprozess zum Anlass nehmen wollen, Zuschüsse weiter zu kürzen. Aber wer Zukunft gestalten will in diesem reichen Land und immer nur weiter Reichtum privatisiert, der spielt mit dem Feuer des gesellschaftlichen Unfriedens – ein Zustand, in dem Demokratie als Wert am Ende allzu vielen sogar entbehrlich scheint.

In welchem Land wollen wir leben? Da ist die Frage nach der Arbeit als Basis gesellschaftlichen Friedens nicht nebensächlich. Reinhard Göber hat für diese Spielzeit fünf verschiedene Monodramen-Abende konzipiert. Das sind jeweils zwei Monologe pro Abend – von Judith Schalanskys „Der Hals der Giraffe“ bis zu Christa Wolfs „Medea“. Solcherart literarische Diskussionsangebote finden ihr Publikum. In der vergangenen Spielzeit kamen 192 000 Zuschauer, das ist nicht wenig, bedenkt man, dass Stralsund und Greifswald zusammen nur 120 000 Einwohner haben.

Vor den beiden Monodramen „Leaving Ziller Valley“, inszeniert von Reinhard Göber, und Lothar Trolles „Die 81 Min. des Fräulein A.“ (Regie Arnim Beutel) treffe ich den Oberspielleiter im Foyer. Bereitet ihm die unklare Theatersituation ab 2018 (auch er ist nur für zwei Jahre engagiert) nicht Unbehagen? Göber lässt sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen. Er habe schon als Anfänger Ende der achtziger Jahre mit dem Theater Parchim eine mecklenburgische Stadt erobert, verstehe sich durchaus als Raumpionier. Natürlich gehört dazu eine gewisse Furchtlosigkeit angesichts von ungewissen Übergangsprozessen, die es zu gestalten gilt.

Dazu passt der Trolle-Text. Was träumt das Fräulein A., und wer ist das überhaupt? Eine Verkäuferin, das scheint klar, vielleicht auch mehrere. Nahe liegt auch, dass dieser Typus Verkäuferin eher in die beiden Versorgungsketten HO (Handelsorganisation) oder Konsum gehört, mit der die DDR den Mangel umverteilte, als in die Gegenwart der Supermärkte mitsamt ihrem Überfluss an Waren. In denen gibt es bekanntlich viel zu viel, aber nichts, was man nicht kaufen kann, Stoff für Träume etwa. Und Lothar Trolles „Die 81 Minuten des Fräulein A.“ ist ein einziger Tagtraum von Schichtbeginn bis Ende – bis das wahre Leben beginnt, oder auch nicht.

Wen interessiert eigentlich noch, was eine Kassiererin, wahlweise auch Aufpackkraft an den Regalen, so träumt, während die Zeit quälend langsam vergeht, fast schon stillsteht? Es war einst ein wichtiges Thema – nicht nur im Osten, auch im Westen. Was heute schnell als Unterschicht abgestempelt wird, galt einmal als Humus des Neuen. Ist das so falsch?

Imposant wie Frederike Duggen, allein mit dem Text auf der fast leeren Bühne, sich nicht klein macht, aber die Unscheinbarkeit in Kittelschürze, grüner Leggings und Turnschuhen benutzt, eine besondere Art von Eindringlichkeit herzustellen. Innenperspektive wechselt mit Außenperspektive: Sie beschreibt sich selbst mit eigenen und fremden Worten, ein Reflexionsraum entsteht so mitten im Solo-Spiel eines zwischen den Wirklichkeitsebenen oszillierenden Zustands. Ein Wechselbad der Identitäten angesichts des Eingeständnisses: „Da kommt niemand, der dir Hoffnung macht, dass auch anderes Leben möglich ist.“

Ein anderes Monodrama heißt „Der Hals der Giraffe“, nach dem Buch der gebürtigen Greifswalderin Judith Schalansky über eine autoritär-biologistische Ost-Lehrerin in ihrem letzten Dienstjahr. Deren Motto: „Es gibt die Zuchtwahl und sonst nichts. Schwache mitschleifen? Wozu die Heuchelei? Nicht jeder kann es schaffen. Blindgänger sind in jedem Jahrgang dabei, und sie sind nur Ballast, der das Fortkommen der anderen behindert. Parasiten am gesunden Klassenkörper.“ Klingt das nun besonders gestrig oder schon wieder nach sich faschistoid überschlagendem Neoliberalismus von morgen? Brauchen wir neue Eliten oder dringender eine bessere Volksbildung für alle?

Ein überfordertes Wandertheater wäre der Ruin

Dirk Löschner weiß nicht genau, ob mit dem Beschluss für ein Staatstheater Nordost etwas zu Ende geht oder eine belastbare Brücke in die Theaterzukunft Mecklenburg-Vorpommerns gebaut werden kann. Die Details, in denen der Teufel steckt, sind noch offen. Der alte Haustarifvertrag ist Ende 2016 ausgelaufen. Der neue Gesellschaftervertrag wird gerade verhandelt. Die Rückkehr zum Flächentarifvertrag ist mit diesem gewollt. Wichtig ist für Löschner, dass die Qualität der Kunst bei all den logistischen und strukturellen Herausforderungen nicht in den Hintergrund gerät. Es darf auch nicht sein, dass sich einzelne Standorte als Gewinner, andere als Verlierer fühlen. Die beiden Orchester etwa sollen fusioniert werden, mit Sitz in Neubrandenburg, das sieht das Konzertpublikum in Stralsund mit Sorge. Gegenwärtig haben beide Orchester zusammen 125 Stellen, künftig sollen es 105 in einem großen Orchester sein. Das ist – wenn man es gut macht – nicht unbedingt schlecht für die Kunst. Abenteuerlich nennt es Löschner dagegen, wenn die Zentralwerkstätten 130 Kilometer von den Produktionsorten der Sparten entfernt sind. Das ist nur ein Beispiel für das, was es zu bedenken gilt, wenn man sich für ein so großes Theaterkombinat entscheidet.

Eines wissen die beiden die Fusion vorbereitenden Intendanten Dirk Löschner und Joachim Kümmritz für Neubrandenburg/Neustrelitz genau: Ein von Anfang an überfordertes Wandertheater wäre der Ruin der Stadttheatertradition. Darum planen sie – entgegen des Gutachtens der Beratergesellschaft Metrum – zwei Schauspielensembles für das neue Staatstheater Nordost mit Sitz in Greifswald und Neustrelitz, wo der Fusionsunmut besonders groß ist.

Wären schrittweise Kooperationen nicht günstiger als gleich die große Fusion? Löschner schüttelt den Kopf. Günstiger ohnehin nicht, die Frage sei jedoch immer, was man wolle. Aber wer glaube, mit einer Fusion Geld zu sparen, der gehe falsch an das Thema heran – und irre sich sowieso. Die Landesregierung ernannte nach der Wahl zwar einen Staatssekretär für Vorpommern, eine Art Statthalter, weil man in Schwerin erkannte, dass hier das Problem der AfD besonders brisant ist – doch substanzielle Korrekturen der eigenen Politik, die das Dilemma schließlich mit verschuldet hat, blieben bislang aus. Noch ist bei der Ausgestaltung des Staatstheaters Nordost, dessen Name zwar gut klingt, aber mehr auch noch nicht, Zeit dafür. Aber sie läuft. //